

Ellen Händler
Uta Mitsching-Viertel

Unerhörte Ostfrauen

Lebensspuren in zwei Systemen



ibidem
Sachbuch

Ellen Händler
Uta Mitsching-Viertel

Unerhörte Ostfrauen

Lebensspuren in zwei Systemen

Ellen Händler
Uta Mitsching-Viertel

UNERHÖRTE OSTFRAUEN

Lebensspuren in zwei Systemen

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Bibliographic information published by the Deutsche Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek lists this publication in the Deutsche Nationalbibliografie; detailed bibliographic data are available in the Internet at <http://dnb.d-nb.de>.

Coverabbildung: Evelyn Richter, Vor Wolfgang Mattheuers Bild »Die Ausgezeichnete«, 1973/74. Albertinum Dresden 1975.
Evelyn Richter Archiv der Ostdeutschen Sparkassenstiftung im Museum der bildenden Künste Leipzig (Reproduktionsfoto: Harald Richter, Hamburg).
Abdruck mit freundlicher Genehmigung.

Anfragen an die Autorinnen: kontakt@unerhörte-ostfrauen.de

∞

Gedruckt auf alterungsbeständigem, säurefreien Papier
Printed on acid-free paper

ISBN-13: 978-3-8382-7230-6

© *ibidem*-Verlag, Stuttgart 2019

Alle Rechte vorbehalten

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und elektronische Speicherformen sowie die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

All rights reserved. No part of this publication may be reproduced, stored in or introduced into a retrieval system, or transmitted, in any form, or by any means (electronical, mechanical, photocopying, recording or otherwise) without the prior written permission of the publisher. Any person who does any unauthorized act in relation to this publication may be liable to criminal prosecution and civil claims for damages.

Unerhörte Ostfrauen: „Ich wollte unbedingt genauso viel wie die Männer verdienen“

Lebensläufe von Ostfrauen, jüngeren und älteren Jahrgängen, gut ausgebildet mit breiter Berufskompetenz, selbstbewusst und authentisch.

Diese Biografien spiegeln Lebensrealität im Osten Deutschlands, sind aber zugleich ein Bündel an weiblichen Kompetenzen, Alltagsbezügen und Visionen. Diese Frauen klagen nicht, sie gestalten, meistern ihren Alltag mit all den Anforderungen und Überlastungen. Wer sich auf die Texte einlässt, gewinnt einen anderen Blick auf die Ostfrauen, auf ihre Kompetenzen und Beanspruchungen.

Wichtig sind ihnen die menschlichen Beziehungen, ihre Kinder, ihre Partner, und nicht zu vergessen die Großeltern, ohne die sie den Alltag nicht meistern könnten.

Sie verstecken wenig, sprechen über das, was sie stark gemacht hat, wie sie sich unter den Bedingungen der damaligen DDR verselbstständigt haben. Beschrieben wird ihre Emanzipation, ihr Kompetenzzuwachs, ihr Umgang mit den alltäglichen Lebensbedingungen, ihren Wünschen und Visionen. Diese Frauen ermutigen, haben mit ihren Lebensmustern Vorbildcharakter für die nachwachsende Generation. Diese Frauen haben sich eingestellt auf die Realitäten, sie für sich verändert und Stärken entwickelt. Eine beachtenswerte Sammlung, ein Buch, dem ich viele Leser wünsche.

Prof. Dr. Rita Süßmuth,
Bundestagspräsidentin a.D.

Inhalt

Zu Beginn	9
Dankbar	11
<i>Ines</i> Ich wollte unbedingt genauso viel wie die Männer verdienen	13
<i>Dörthe</i> Wenn es dicke kommt, setzt sich der Mann eben eher durch	20
<i>Sonja</i> Hartes Brot gibt gute Zähne	26
<i>Gerda</i> Auf Sonja kann man nur stolz sein.....	34
<i>Marianne</i> Meine Kindheit war nicht so schön	36
<i>Christine</i> Nach der Wende wollte keiner eine alleinerziehende Mutter einstellen	42
<i>Heidi</i> Mit den Kindern wuchsen mir immer so viele Kräfte zu	47
<i>Edeltraut</i> Edeltraut mit t	53
<i>Dagmar</i> In der DDR war ich mit 27 Spätgebärende	60
<i>Heike</i> Mama, du hast es allein geschafft, dann schaffe ich es auch	66
<i>Anja</i> Ich kam mir als Hausfrau und Mutter ausgegrenzt und minderwertig vor.....	74
<i>Annelis</i> Ich wurde immer in die nächste Aufgabe geschubst.....	81
<i>Christa L.</i> Frauen hatten das größere Päckchen zu tragen	88
<i>Christa B.</i> Vor allen Dingen nicht danebenstehen, sondern sich einbringen.....	97
<i>Helga H.</i> Beide Partner müssen die Kinder gemeinsam formen und ausbilden	105
<i>Ingrid P.</i> Hauptsache, du bleibst eine Frau	111
Ehemalige DDR-Frauen erleben die westliche Berufswelt	
Abschrift einer Sendung des Sender Freies Berlin vom 7. Dezember 1985	120
<i>Hanne</i> Du hast als Frau in der DDR eine Chance mehr bekommen als ein Mann	124
<i>Gundi</i> Das Wichtigste an der Wende ist mir die Förderung meiner behinderten Tochter	131
<i>Ingrid G.</i> Ich hätte gerne noch eine Tochter bekommen, aber noch einmal daheim bleiben wollte ich auf keinen Fall.....	136

<i>Ilse</i> Kann ich in diesem Staat weiterhin Lehrerin bleiben?	143
<i>Johanna</i> Ich habe als Mädchen keinen Beruf erlernen dürfen	151
<i>Kerstin</i> Mein Geld verdiene ich selbst, weil mich das frei macht	153
<i>Sabine</i> Ein Leben für den Frauenfußball	159
<i>Monika</i> Mein Mann meinte: Emanzipation ja, aber die Frau muss es mit Haushalt und Kindern alleine schaffen	162
<i>Sieglinde</i> Gleichberechtigung haben wir erst dann, wenn ich sagen kann: »Ich helfe meinem Mann im Haushalt«	167
<i>Elsa</i> Wenn ich etwas machen will, dann tue ich es	173
<i>Annelie</i> Ich war im Westen anders, ich ging trotz zwei Kindern arbeiten	178
<i>Ursula</i> Alles wäre nie möglich gewesen ohne die Unterstützung meines Mannes	186
<i>Waltraud</i> Ich wollte alles dafür tun, nicht das Leben meiner Mutter nachleben zu müssen	193
<i>Renate H.</i> Für mich hatte immer eigenes Geld Priorität	202
<i>Renate K.</i> Wir haben nicht alles Sozialistische mitgemacht	209
<i>Helga K.</i> Manchmal habe ich mich abgewandt, damit sie meine Tränen nicht sahen	214
<i>Anne</i> Oft haben sie sich lieber auf mich und meine Entscheidungen verlassen	221
<i>Ute</i> »Die Schweine sind die gleichen, aber die Tröge ändern sich«	227
<i>Maya</i> Heute kann ich mit Stolz sagen: Ich habe es geschafft, auch wenn ich aus dem Osten kam	235
<i>Christa M.</i> ... aber dann sollen die Männer die gleichen Steine in den Weg geschmissen kriegen wie die Frauen!	242
Zum Schluss: Stark, selbstbewusst und verletzlich – Frauenleben in zwei Welten	251
Ostfrauen in beiden deutschen Systemen. Ein Diskurs	254
Glossar	280

Zu Beginn

Als was man sie nicht alles bezeichnet hat, **die** DDR-Frauen: als Kittelheldinnen, Rabenmütter, multitaskende Viertaktweiber oder gebärfreudige Arbeitsbienen, die sich in einem System, in dem Berufsautomatismus herrschte, kaum individuell entwickeln konnten – kollektivistische Gleichmacherei statt Gleichberechtigung. Stimmen diese landläufigen Annahmen? War das die Lebenswirklichkeit von Frauen in der DDR, werden so ihre Empfindungen über Arbeits- und Familienleben widergespiegelt?

Wir, die Autorinnen, haben selbst in der DDR gelebt. Und wir wollten wissen, wie andere Frauen ihr Leben in Ost und West beurteilen, was sie über Familie, Karriere und Gleichberechtigung zu sagen haben. Denn wir meinen, dass es dreißig Jahre nach der Wende an der Zeit ist, Mythen in Ost und West abzubauen und Illusionen zu begraben.

Es geht um die heutigen »Alten«, die 60- bis 80-Jährigen. Sie gingen zur Schule, erlernten Berufe, studierten, arbeiteten, liebten, heirateten, brachten Kinder zur Welt und lebten vierzig Jahre in einem System, das nicht die Markenklamotten, nicht das Schönheitsideal, sondern die ökonomische Unabhängigkeit der Frau durch eigene Arbeit als wichtigen Sinn des Lebens propagierte. Darüber kann man streiten, es aber auch als einen Modernisierungsvorsprung aus vierzig Jahren DDR anerkennen.

37 Frauen erzählen uns ihre Lebensgeschichten, ziehen ihr Fazit aus beiden Systemen, gesellschaftlich und privat. Ihre Geschichten sind so wertvoll, weil diese Generation zwei deutsche Staaten erfahren hat, weil sie vergleichen und bewerten kann. Sie sind Zeitzeugen und erzählen, wie sie die BRD-isierung des Ostens, die Ausgrenzung oder Integration unter Wert hautnah miterlebten. Diese Empfindungen mitzuteilen ist ihnen wichtig, weil die Jüngeren, auch ihre Kinder, eine andere Perspektive auf gesellschaftliche Entwicklungen haben und zu anderen Bewertungen kommen.

Unsere Interviews sind nicht repräsentativ. Die Frauen kommen aus 17 unterschiedlichen Berufszweigen – von der Köchin bis zur Politikerin, von der Eisenbahnerin bis zur Wissenschaftlerin. Uns war es wichtig, dass möglichst alle mindestens zwanzig Jahre im Osten und zwanzig Jahre im Westen gearbeitet haben. Und wir wollten sie zu Wort kommen lassen, ohne Vorgaben und Fragenkatalog, denn alle hatten etwas zu sagen. Es sind narrative Interviews, biografische Momentaufnahmen, authentisch und einmalig, Stimmen, die bewahrt werden sollten. Die Sicht auf die Geschichte der Interviewten ist nicht rückwärtsgerichtet. Es geht nicht um Ostalgie oder die Beschönigung des ewig Gestrigen. Es geht um eine differenzierte Betrachtung ostdeutscher Frauenwirklichkeit. Es muss einfach

zu den Akten gelegt werden, dass Frauen bis heute dem Druck von allein west-deutschen Familienmodellen ausgesetzt sind, die ihre Berufung in Heim und Herd oder als Zuverdienerin durch geringfügige Teilzeitarbeit propagieren. 37 berufstätige Ostdeutsche beweisen, dass es anders geht.

Unsere Frauen sprechen über schöne und weniger schöne Kindheitserinnerungen, über Wünsche und Träume mehrerer DDR-Generationen. Sie bekennen sich dazu, als Mütter oft mit einem schlechten Gewissen gekämpft zu haben, weil ihnen lange Arbeitszeiten weniger Zeit mit ihren Kindern ließen. Gleichzeitig berichten sie, Gleichberechtigung im Beruf als Errungenschaft empfunden und dennoch unter der Ignoranz einiger Männer gelitten zu haben. Gemeinsam ist ihnen die Auffassung, dass sie in die Lebenswelt der Bundesrepublik viel eingebracht haben, dass sie gerade bei Gleichberechtigung und Vereinbarkeit von Beruf und Familie einen Erfahrungsvorsprung besitzen, den sie sich nicht nehmen lassen.

Die Frauen für unsere qualitative Befragung haben wir nach dem Schneeballprinzip gefunden und uns dabei an der neuen Sozialforschung orientiert. Nach dieser Methode sollen die Befragten von innen heraus berichten, um ganz unterschiedliche, subjektive Perspektiven und soziale Hintergründe beleuchten zu können. Diese Herangehensweise setzte eine Offenheit, eine Vertrautheit in der Kommunikation zwischen uns und den erzählenden Frauen voraus. Denn erst der persönliche Zugang ermöglichte es, die Haltungen innerhalb der Lebenswelten in der hier vorliegenden Variationsbreite zu erfassen und mit diesem Buch vorzustellen. Die Interviews zeichnen sich gerade wegen der Spontanerzählungen durch eine tiefe Erinnerungsarbeit aus, sind damit sehr emotional und ergreifend und haben die Frauen in ihrer jetzigen Realität betroffen. Sie sind in einem Prozess von Interaktion und Kommunikation entstanden. Wir gehen davon aus, dass die Frauen das Fazit, das sie aus ihrem Leben ziehen, diese gelebten DDR-Erfahrungen, die entstandenen Lebensansprüche ein bis heute schwelender Konflikt sind, der die innerdeutsche Einheit belastet. Mit der Zurücknahme der Bedürfnisse der Frauen ist deshalb sicher nicht zu rechnen, im Gegenteil: 30 Jahre nach dem Mauerfall ist die Entwicklung in Deutschland weitergegangen und Gleichstellung hat heute einen Anspruch für das 21. Jahrhundert. Das Zeitalter der Digitalisierung erfordert neue weitergehende Lebenskonzepte für Männer und Frauen. Die Ostfrauen sollten dabei nicht erneut vernachlässigt werden.

Dankbar

sind wir vielen Unterstützern, Motivatoren, Diskussionspartnern, vor allem den ostdeutschen Frauen, die sich uns mit ihren Lebenserinnerungen vertrauensvoll öffneten und so die vorliegenden Erzählungen ermöglichten.

Unterstützung waren uns auch österreichische Gleichbehandlungsbeauftragte, die mit Spannung und vielen Fragen zu der ihnen weitgehend unbekannten Welt der DDR die Entwicklung des Projektes begleiteten.

Ganz besonders danken wir Frau a.o. Universitäts-Professorin Dr. Marija Wakounig vom Institut für Osteuropäische Geschichte an der Universität Wien. Sie machte Uta bereits im Jahr 2013 darauf aufmerksam, dass »die wunderbaren ostdeutschen selbstbewussten Frauen mit ihren Erfahrungen aus 40 Jahren DDR so wenig gehört werden, und dass dies unbedingt erfolgen muss, bevor es zu spät ist«.

2016 überzeugte Uta Ellen, an diesem Projekt mitzuwirken. Ellen legte neben den Interviews ihren Schwerpunkt auf die theoretische Betrachtung des Anspruchs und der tatsächlichen Umsetzung der Frauenpolitik der DDR. Dabei konsultierte sie insbesondere Prof. Dr. Herta Kuhrig, die Nestorin der Frauenforschung der DDR. Wir sind Herta sehr dankbar, dass sie sich dabei nicht scheute, die vielen Schwierigkeiten, Auseinandersetzungen, politischen Vorgaben, eigenen Haltungen und Fehler damaliger DDR-Politik zu benennen; und das trotz ihres hohen Alters und gesundheitlicher Einschränkungen.

Insgesamt 42 Frauen erzählten über sich, ihre berufliche Entwicklung, ihre Familien und teilten uns persönliche Meinungen zur Gleichstellung in Ost und West mit. Beachtenswert fanden wir, dass fünf Frauen, die in der DDR in hohen Führungsfunktionen tätig waren, über ihr Leben offen mit uns sprachen.

Traurig dagegen stimmte uns, dass fünf Frauen aus unterschiedlichen Gründen einer Veröffentlichung ihres Interviews letztlich nicht zustimmten.

Allen Frauen sind wir dankbar.

Gefreut haben wir uns sehr, dass Frau Prof. Dr. Rita Süßmuth, die sich in vielen führenden Positionen in der Bundesrepublik für die Gleichberechtigung der Frauen eingesetzt hat, und Frau Prof. Dr. Meier-Gräwe, die an der Universität Gießen dazu lehrte, unser Projekt so positiv bewerteten.

Das gilt auch für Valerie Lange – unsere junge Lektorin. Sie hatte es nicht immer leicht mit uns, denn sie könnte unsere Enkelin sein. Doch ihre konsequente, freundliche Art der Zusammenarbeit war so überzeugend, dass wir uns für den *ibidem*-Verlag entschieden.

Interessant fanden wir die Karikaturen von Beate Kern, einer jungen Künstlerin, mit ihrem heutigen Blick auf das Projekt »Unerhörte Ostfrauen«.

Dank gilt zudem Evelyn Richter. Die ostdeutsche Fotografin gab uns die Lizenz, das Foto »Vor Wolfgang Mattheuers ›Die Ausgezeichnete« im Dresdner Albertinum (1975)« als Umschlagsbild zu nutzen. Dieses Bild löste bereits während der Kunstaussstellung der DDR 1974 kontroverse Diskussionen aus.

Letztlich wäre das Projekt nicht realisiert worden, hätten uns unsere Kinder und Freunde nicht in stundenlangen Diskussionen zugehört, wäre mit Ihnen nicht in vielen Streitgesprächen am Projekt gefeilt worden. Danke.

Ellen Händler und Uta Mitsching-Viertel
Berlin, November 2018

Ich wollte unbedingt genauso viel wie die Männer verdienen

Ines, Jahrgang 1960

Ost: Schneiderin, Büglerin



West: Straßenbahnfahrerin, Frauenvertreterin bei der BVG*,
Abgeordnete der Linksfraktion im Abgeordnetenhaus

Eigentlich wollte ich nach der zehnten Klasse Technische Zeichnerin werden. Meine Mutti wollte das nicht und schlug mir dagegen vor, wie sie Schneiderin zu werden. So wurde es. Geboren wurde ich in Berlin-Friedrichshain, nah am Fischmarkt, und lebte dort mit Bruder und Mutter. Die Schulzeit habe ich in guter Erinnerung, ich war immer der Pausenc clown. Besonderen Spaß gemacht hat mir der Russischunterricht. Russisch lernen und die russische Literatur waren schon immer meine absolute Nummer eins. Nach der Schule begann ich meine Ausbildung bei VEB* Treffmodelle, in der schweren Damenoberbekleidung. Schwer bedeutete Kostüme und Mäntel im Unterschied zur leichten Bekleidung, den Kleidern und Blusen. Nach der Lehre arbeitete ich dreieinhalb Jahre dort in der Schneiderei. Wir waren alles Frauen.

In der Abteilung Bügelei über uns arbeiteten nur Männer und die verdienten dreihundert Mark mehr als wir Frauen. Das wollte ich auch. Also nutzte ich die Gelegenheit als der Meister im Urlaub war und fing da oben an. Das war eine riesengroße Bügelei mit zehn Dampfpressen, Riesenpuppen und fünf Tischen mit jeweils neun Kilo Bügeleisen zur Futterbügelei. Die Männer wollten keine Frauen bei sich aufnehmen und haben es mir nicht leicht gemacht. Ich dagegen wollte immer mit dazu gehören. Das, was sie mit mir getrieben haben, war teilweise schon mehr als verletzender Schabernack. Sie meinten: »In kurzer Zeit bist du sowieso wieder verschwunden.« Also haben sie mir böse Streiche in den Pausen gespielt, die Elektroisen, wie gesagt neun Kilo schwer, mit Senf beschmiert, zum Feierabend meine Schuhe an den Heizungsrohren hochgebunden, sie gefüllt mit Knöpfen, und als ich sie herunterholte, stand ich da wie Goldmarie. Und zu allem musste ich lächeln. Ich wollte unbedingt dazugehören und bin zehn Jahre geblieben. Ich wollte die Anerkennung der Männer, habe alle Sprüche über mich ergehen lassen und alles mitgemacht. Die anderen Frauen haben am Band genäht für 600-700 Mark. Die Männer im Zuschnitt und in der Bügelei haben 1.000 Mark bekommen. Dafür hat sich das gelohnt. Es hat mir schon gefallen und ich war noch unverheiratet.

In der Bügelei zu arbeiten war natürlich am Anfang schwer. Zum Schluss haben fünf oder sechs Frauen dort gebügelt. Da war ich eine Art Vorreiterin, aber es hat Spaß gemacht. Ich konnte selber mitbestimmen und finde es nach wie vor richtig, dass ich gekämpft habe. Und da ich an den Wochenenden die kleinen Zusatzverdienste hatte, ging es mir gut. Ich habe diese Freiheit genossen.

1989, als ich bereits verheiratet war und wir unseren Sohn hatten, gehörten wir mit zu denjenigen, die ausreisen wollten. Wir hatten miterlebt, wie auf der Prenzlauer Allee der letzte 7. Oktober gefeiert wurde, wie Leute in die Hausflure geschubst und dort verprügelt wurden. Das wollten wir nicht mehr mitmachen. Mir selbst ging es nicht schlecht. Ich habe in der Woche gearbeitet, am Wochenende Kleider genäht und sie am Ostbahnhof verkauft. Wir versuchten noch vergeblich, mit unserem Trabbi abzuhausen. Aber als wir kurz vor der tschechischen Grenze ankamen, wurde sie geschlossen. Das war, als Genscher in Prag in der Botschaft erklärt hatte: »Ihr dürft ausreisen.« Also haben wir eine Reise nach Rumänien gebucht, sind dorthin geflogen, dann zurück mit dem Zug nach Budapest, von Budapest mit dem Bus über Österreich nach Westdeutschland. Das war, schätze ich, zehn Tage vor der offiziellen Grenzöffnung. Wir landeten in Bamberg. Im Aufnahmelaager brauchten wir gar nicht erst auspacken. Abends kamen Leute und suchten bestimmte Fachleute. Die anderen schliefen in Kasernen, alles belegt mit Ostdeutschen.

Uns nahm eine Familie mit einer großen Heizungsfirma auf, Familie K. Mein Mann war Heizungsbauer. Bei mir als Frau war es mit Arbeit natürlich nicht gleich möglich. Also habe ich als Putzfrau angefangen und abends in einer Hausfrauenrunde Rohrschellen montiert. Das ging von 20:00 Uhr bis 22:00 Uhr. Wir bekamen keinen Stücklohn, sondern Stundenlohn. Einige Frauen versuchten besser als andere zu sein, denn sie hofften für die nächste Woche wieder auf neue Arbeit. Schließlich fing ich in einer Strickbude an, in der Stricksachen zugeschnitten, genäht und gebügelt wurden. Ich arbeitete wieder bei den Büglern. Da wurde ich das erste Mal mit dem blanken Kapitalismus konfrontiert. Die Frau neben mir am Tisch hatte die Lohnsteuerklasse 3 mit drei Kindern alleinstehend und ich hatte die Lohnsteuerklasse 4. Solche unterschiedlichen Löhne habe ich ja vorher aus dem Osten nicht gekannt. 500 Mark Unterschied, obwohl wir die gleichen Stückzahlen bearbeiteten. Ich war total fix und fertig.

Der Kindergarten war in Bayern ein Riesenproblem. Morgens brachte ich das Kind zu einer Tagesmutter, die es um 08:00 Uhr in den kirchlichen Kindergarten brachte, mittags um 12:00 Uhr abholte und von 15:00 bis 17:00 Uhr wieder hinbrachte. Ich war ja ganz anderes aus den staatlichen Kindergärten in Berlin gewöhnt. Das ging auf Dauer für uns und den Jungen nicht gut. Irgendwann holte ich mir einen Termin bei meinem Chef, nachdem ich erfahren hatte, dass meine Firma sich mit 70 Prozent finanziell an dem Kindergarten beteiligte. Die anderen Frauen schlugen die Hände über den Kopf zusammen. Man macht doch als Frau keinen eigenen Termin beim Chef, meinten sie. Wir haben uns dann zusammengesetzt. Er hatte gesehen, dass ich arbeiten kann, dass ich mein selbst verdientes Geld benötige und diesen Kindergartenplatz über die Mittagszeit brauchte. Im

Ergebnis hat der Chef dafür gesorgt, dass unser Sohn über Mittag im Kindergarten bleiben durfte. Er konnte dort sogar schlafen.

Das und anderes führte zu Auseinandersetzungen. Einmal stritt ich mit meiner Vorarbeiterin darüber, wer welche Sachen zugewiesen bekam. Ich habe sie gebeten, mir auch mal die besseren Sachen zu geben. Sie sagte: »Nein, Ines, du bist ja noch nicht lange dabei.« Also nahm ich mir diese Sachen einfach so. Ein riesiger Aufschrei! Alle gaben mir zu verstehen: Du kommst aus dem Osten, und du willst uns erklären, wie man arbeitet und uns die besseren Sachen wegnehmen? Eine der Frauen wollte mich regelrecht verhauen, so wütend war sie.

Wie wurde ich in Bamberg aufgenommen? Ein paar Sachen bekamen wir geschenkt, das war hilfreich. Ansonsten mussten wir uns alles hart erarbeiten. Ich hörte im Supermarkt zwei Frauen schimpfen, dass die Osis hier die besten Wohnungen bekämen, wir uns hier im Westen alles schenken ließen, das ganze Geld mitnehmen, dann wieder zurückgehen würden, dass wir sowieso nicht arbeiten könnten. Das hat echt wehgetan, das war total verletzend. Es stimmt, wir haben eine Couchgarnitur geschenkt bekommen und für einen Kredit haben wir uns einen alten Passat kaufen können. Aber wie weit kommt man mit 1.000 DM Begrüßungsgeld? Ich war wütend, denn ich hatte mich sofort selbst um Arbeit bemüht, bin abends noch putzen gegangen. Ja, geputzt habe ich, weil ich diese tollen Weihnachtsgelb kaufen wollte. Die waren richtig teuer. Die Putzerei war schwer, die ganze Werkstatt wischen, dazu Klo und Büro.

Ich habe die Familie, die uns damals aufgenommen hat, jedes Jahr weiter zu Ostern besucht. Erst vor vier Jahren habe ich aufgehört, nach Bamberg zu fahren. Nun hat die Tochter das Unternehmen vom Vater übernommen. Sie hat meine ganze Karriere mit verfolgt, gesehen, wie ich in die Politik eingestiegen bin. Sie selbst ist eine der wenigen sehr selbstständigen Frauen, die ich in Bamberg kennengelernt habe. Sie hat studiert. Und obwohl sie verheiratet ist und zwei Kinder hat, gehört ihr der Laden und sie managt ihn allein. Inzwischen haben sie einen Bürgerverein gegründet, in dem sich alle Hausfrauen zusammentun und sich jeden Tag eine andere um alle Kinder kümmert. Die sind inzwischen fortschrittlicher als die Kirche. Frau K. hat mich am Sonntag manchmal in die Kirche mitgenommen. Da saß ich oben auf der Empore und die von unten ließen mich ihre Sorge spüren, dass ich ihnen etwas wegnehmen könnte.

Bevor ich nach Bamberg kam, kannte ich ja das Leben im Westen nur aus dem Fernsehen. Die Rolle der Frauen ändert sich nach meiner Beobachtung im Verlauf ihres Lebens ganz grundlegend. Ich kann zwar nur von Bamberg sprechen, aber das ist mir aufgefallen. Die Frauen fangen frühzeitig an zu arbeiten und das, bis sie 30 Jahre alt sind. Dann haben sie genug für den Hauskredit gespart, Vati kann das Haus bauen und sie bekommen die Kinder. Das Kinderkriegen war im Prinzip in der DDR zwischen 20 und 25 Jahren erledigt. Mit 30 waren die DDR-Frauen

bereits wieder fleißig im Beruf aktiv. Bei den Westfrauen beginnt alles erst ab 30 Jahren. Ab dann bleiben sie zu Hause, kümmern sich um die Kinder, fahren sie überall hin, und es fehlt ihnen an Geld. Zumindest an eigenem Geld. So nehmen sie Hausfrauenjobs an. Die sind aus meiner Sicht pure Ausbeutung, mehr als alle anderen. Und wenn man keinen Stücklohn, sondern nur Stundenlohn erhält und mit der Nachbarin im Akkord arbeitet, bloß um beim nächsten Anruf wieder einen Job zu bekommen, ist das schlimm. Und du siehst die Ungerechtigkeit in der Bezahlung. Was ist das für ein Leben, die Frau muss darauf warten, was der Mann jeden Monat nach Hause bringt. Und sie muss es einteilen und weiß doch, dass es vorne und hinten nicht reicht. Die Frauen sind dadurch völlig unselbstständig. Ja, und wenn die Kinder aus dem Haus sind, suchen die Frauen Jobs, finden sie aber nicht mehr in ihrem Beruf und bleiben abhängig vom Mann.

In der Zeit in Bamberg habe ich in der Zeitung gelesen, dass eine Kindergärtnerin nach einer Scheidung nach 25 Jahren aus dem kirchlichen Kindergarten entlassen worden sei, »weil so eine Person die Kinder nicht mehr erziehen könne«. Am nächsten Tag habe ich mit meinen Kollegen darüber gesprochen und gesagt: »Das kann doch nicht euer Ernst sein.« Die waren alle über meine Reaktion total erstaunt. Da sagte ich: »Die Kirche ist ja schlimmer als die Partei zu DDR-Zeiten.« Damals keimte erstmals der Gedanke auf, wieder nach Hause, in unser Berlin, zurück zu gehen. Das hing auch mit der Einschulung unseres Sohnes zusammen. Wir sollten entscheiden, ob er evangelisch oder katholisch eingeschult werden sollte. Da habe ich Nein gesagt, er solle später selbst entscheiden, ob er in die Kirche eintreten wolle. Die Antwort: »Dann kann er nicht eingeschult werden.« Es kamen ganz viele Faktoren zusammen, ehe wir unsere Sachen packten und wieder nach Berlin kamen. Zu Hause habe ich wie ein Schlosshund geheult.

Zunächst arbeitete ich in Westberlin als Büglerin. Aber irgendwann wollte ich das nicht mehr, ich wollte etwas mit Menschen machen. Und ich suchte etwas, bei dem ich sicher sein konnte, dass ich genauso viel wie Männer verdienen kann. Da kam ich auf die Idee, Straßenbahnfahrerin zu werden. 1993 begann ich, Straßenbahn zu fahren. U-Bahn fahren war nichts für mich, das ist zu depressiv im Dunkeln, und Busfahren war mir zu heikel wegen der vielen engen Baustellen. 1994 kam der Personalrat auf mich zu und fragte, ob ich Lust hätte, Frauenvertreterin zu werden. Sie meinten: »Du gehst jetzt nach Hause und besprichst das mit deiner Familie und entscheidest dich nach der Adenauer-Methode: das Für und Wider aufschreiben.« Die Frauenvertreterin hat gewonnen, und das war ich 20 Jahre lang. Ich wurde eine von acht Gesamtfrauenvertreterinnen in Berlin.

In der Zeit habe ich viele Projekte, zum Beispiel zur Werbung für Ausbildungsplätze für Mädchen an Schulen, angeschoben, eng mit der Agentur für Arbeit zusammengearbeitet, den dritten Frauenförderplan für jeweils sechs Jahre neu

verhandelt und habe damit viel für die Personalentwicklung von Frauen im Unternehmen tun können.

Nach 20 Jahren rief DIE LINKE bei mir an und fragte: »Ines hast du nicht Bock, bei uns frauenpolitische Sprecherin zu werden?« Ich sollte einen Wahlkreis übernehmen, dort Wahlwerbung machen. Ich fand das verwirrend, spannend und habe zugesagt. Meinen Wahlkreis als Direktkandidatin habe ich leider bei der letzten Wahl noch nicht geschafft. Der ging an die AfD. Das wird sich bis zur nächsten Wahl ändern. Über einen Listenplatz bin ich nun frauenpolitische Sprecherin im Abgeordnetenhaus von Berlin. Das ist auf dem Papier ein Halbtagsjob. Im wahren Leben ist das eine Wahnsinnsarbeit, was ich da auf meinen Buckel geladen habe. Mit der anderen Hälfte arbeite ich noch in der BVG*, dazu im Aufsichtsrat als Arbeitnehmervertreterin und bei Verdi* in ganz vielen Gremien. Da muss ich noch einiges abbauen.

Inzwischen bin ich eine total zufriedene Frau. Von meinem Mann habe ich mich 1994 getrennt. Nach einer Reihe von unterschiedlichen Partnerschaften mit älteren und jüngeren Männern habe ich meine Partnerin kennengelernt. Wir werden jetzt in diesem Jahr im Oktober heiraten. Dann sind wir neun Jahre zusammen. Ansonsten bin ich glücklich ohne Ende und wachse jetzt tagtäglich an meinen neuen Herausforderungen. Ich lerne die unterschiedlichsten Berliner Frauenprojekte kennen. Wenn ich vorher schon gedacht habe, 14.000 Beschäftigte bei der BVG*, das ist groß – nein, das ist lächerlich, wenn du siehst, was in Berlin passiert. Das macht so viel Spaß, das hätte ich echt nicht gedacht. Und natürlich will ich in meinem Wahlkreis weiterarbeiten, ich will ihn in fünf Jahren für DIE LINKE zurückbekommen, ihn der AfD abnehmen. Dazu muss ich noch einmal ganz viel lernen über die Probleme der kleinen Frau, des kleinen Mannes, muss gucken, wie ich das alles packe, aber es macht Spaß ohne Ende.

Wenn ich auf die DDR zurückblicke, muss ich zuerst daran denken, wie viel ich vor meiner Hochzeit verreist bin. Das Reisen war meine Sache. Ich war überall, wo man zu Ostzeiten hinkonnte, Moskau, Leningrad, Taschkent, Prag, Budapest, das Paris des Ostens. Dabei habe ich mich wohlgefühlt. Und dann wollten sie mich doch zum Ingenieurstudium für Bekleidung schicken, forderten vom Betrieb meine Unterlagen an. Ich hatte aber kein Parteibuch und es war nicht so einfach mit mir, mit meiner großen Fresse. Hat irgendwie nicht geklappt. Gestört hat mich, wie sie manchmal mit den Menschen umgegangen sind, die immer unzufriedener mit dem System wurden. Da reagiere ich schon unwirsch, wenn man erlebt, wie sie einigen mitgespielt haben. Viele störte, dass sie nicht reisen konnten, dass alles ein bisschen bieder war, dass es keine große Auswahl an Farbfernsehern und Couchgarnituren gab. Aber dafür war die Miete niedrig, dafür war Brot, Milch billig und Strom und Wasser preiswert und es gab ein kostenloses Gesundheitswesen. Wie es wirklich im Westen war, wusste ich ja nicht. Ich kannte

doch nur die Werbung im Fernsehen, in der alles schön war. Mit meiner schulischen Bildung wusste ich es nicht besser. In der Zwischenzeit habe ich viel dazu gelernt, habe das Fachabitur abgelegt, wurde sogar Projektmanagerin. Wenn ich das zur Wende schon gehabt hätte, möchte ich wetten, dass ich viel weiter wäre als ich jetzt bin.

Wenn ich an meine schwere Damenoberbekleidung denke, 97 Prozent dessen, was wir produziert haben, ging in das NSW*. Wir haben für Otto, für Quelle produziert, die ganzen Kataloge waren voll von billig in der DDR gearbeiteten Klamotten. Und der Rest, die 3 Prozent, war für uns. Der war wiederum nicht so billig und die Leute mussten dafür Schlange stehen. Von diesen Widersprüchlichkeiten – und das macht mich besonders wütend – haben die Oben nichts mitbekommen, die Leute mussten erst auf die Straße gehen. Die DDR-Bürger waren aber wegen des Mangels sehr erfinderisch, wir konnten alles selbst bauen, wir konnten den Schnaps selber brennen, wussten, wen man anrufen musste, um Rosenthaler Kadarka* oder Ersatzteile für den Trabbi zu kriegen. Und Sonnabend, wenn die Männer unten am Trabbi bauten, die Frauen alle Wäsche aufhängten und tratschten, saß man abends beim Schnaps zusammen. Da gab es nicht so viele Hunde, dafür viele Kinder. Die konntest du in der Wohnung alleine lassen, hast im Haus Bescheid gesagt, die Nachbar-Omi hatte den Schlüssel. Das war alles möglich. Es gab einen Zusammenhalt, die Tür draußen war nicht abgeschlossen und du warst doch ein Stück weit willkommen. Die Kriminalität war damals in diesem kleinen Land nicht so schlimm. Das Haus war nicht so bunt und so schön, aber die Menschen waren glücklicher, sind anders miteinander umgegangen.

Wenn ich gefragt werde, warum ich eigentlich gegangen bin, sage ich: »Weil ich reisen wollte.« Es wurde alles zu eng, du wolltest nicht mehr nach Raufaser und Rosenthaler Kadarka* anstehen. Du wolltest nach Österreich in die Berge oder nach Frankreich oder nur nach Westberlin fahren. Vielleicht wollte man da ja nicht bleiben, vielleicht wären wir zurückgekommen. Ab dem 7. Oktober sind viele aufgewacht, um mit für die Freiheit zu kämpfen, haben gerufen: »Wir sind das Volk.« Es entstand eine Umbruchstimmung. Und alles ging ohne jede Art von Waffengewalt ab, einfach nur: »Macht die Grenzen auf!« Bestimmt sind damals viele nur in den Westen gegangen, um zu sehen, wie die Freiheit aussieht. Später sah die Freiheit für andere eher schlecht aus, weil sie keine Arbeit fanden und Männer oft von den arbeitenden Frauen abhängig wurden.

Und zu dieser Zeit ist meine Ehe gescheitert. Ich war 1994 in der BVC*, als ich endlich den Schritt zum Gericht gegangen bin. Die Beziehung ist innerlich zerbröckelt. Erst habe ich gedacht: »Er ist doch der Vater deines Kindes«, und dann wieder: »Nein, du bist du, und du bist nicht für ihn verantwortlich.« Und es war richtig. Ja, mein Mann wurde handgreiflich, als ich von der Scheidung sprach. Jetzt erinnere ich mich erstmalig wieder daran. Als ich so richtig verprügelt wurde,

stand mein Entschluss ganz fest: »Diese Trennung wird vollzogen.« Ich glaube, ich brauchte die Erfahrung, dreimal verprügelt zu werden, ehe ich endgültig Schluss gesagt habe.

Mein Selbstbewusstsein war schon immer ganz schön stark. Ich habe mich nie unterdrücken lassen. Das war auch damals in der Bügelei so. Aus heutiger Sicht ist das vielleicht Mobbing, damals war es zwar nicht immer lustig, wenn die Jungs sich einen Streich einfallen ließen. Aber ich habe mich nicht diskriminiert gefühlt, ich konnte selbstbestimmt über mich und mein Leben entscheiden.

Wenn es dicke kommt, setzt sich der Mann eben eher durch

Dörthe, Jahrgang 1944

Ost: Verkäuferin, Buchhalterin, Finanzwirtin, Betriebswirtin

West: Sachbearbeiterin



Im Juli 1945 ist mein Vater aus unserem Haus in Berlin abgeholt worden und nicht wieder gekommen. Wir wissen heute, dass er bereits im November 1945 in einem Internierungslager in Sachsen verstorben ist, aber mehr hat meine Mutter nie erfahren. Er war Kriminalbeamter. Ob er in der Partei war, wissen wir nicht genau, aber meine Mutter sagt Nein. Das alles haben wir erst vor einigen Jahren erfahren. In Halbe befindet sich eine Kriegsgräberstätte und eine Gedenktafel. Dort ist er beerdigt. Als ich dort war, empfand ich es als sehr ergreifend. Als ich die Grabplatte betrachtete, dachte ich: »Ihn hat es ja doch gegeben.«

Eigentlich bin ich Berlinerin. Geboren bin ich jedoch in Freiburg im Breisgau, weil meine Eltern durch den Krieg im Schwarzwald wohnten. Als ich ein Jahr alt war, zogen wir nach Berlin, und hier lebe ich bis heute. Meine Mutter hat uns drei allein großgezogen. Zwei große Jungs und mich. Zwischen den beiden Großen gab es noch einen Bruder, der gestorben ist. Meine Mutter hat immer auf ihren Mann gewartet und ihn erst für tot erklären lassen, als sie Rentnerin wurde. Darauf habe ich gedrungen. Sie hat immer gehofft. Deshalb hat sie um alles kämpfen müssen, zum Beispiel um eine Halbwaisenrente für uns, da mein Vater offiziell nicht tot war. Vielleicht ging man davon aus, dass er irgendwo mit einer anderen Frau lebt.

Meine Mutter war von Beruf Handelskauffrau. Aber sie hat sich nach dem Krieg eine Tätigkeit suchen müssen, mit der sie Geld verdient und die sich mit der Betreuung von uns Kindern vereinbaren ließ. Sie arbeitete zunächst bei einer Zahnärztin als Reinigungskraft, dann als Helferin und später machte sie in der Abendschule ihren Abschluss zur Stomatologieschwester*.

Wir sind nicht in den Kindergarten gegangen. Meine Mutter kannte eine alte Dame, die mit ihrem Ehemann nach dem Krieg keine Bleibe hatte. Sie nahm das Ehepaar bei uns im Haus in einem Zimmer auf. 1948 starb der Mann, die Frau ist bei uns geblieben und wurde sozusagen unsere zweite Mutter und hat uns betreut. Das eine war die Mutti, das andere die Mutter.

Es war eine schöne Zeit, wir hatten nichts, aber das Haus mit dem Garten gehörte uns, wir waren viele Kinder, spielten draußen. In dem großen Garten pflanzten wir Kartoffeln und Gemüse an und die alte Dame trug durch ihre Rente ein bisschen zur Haushaltskasse bei. Mein Großvater lebte in Angermünde und besaß eine Autowerkstatt. Er hat uns unterstützt, er reparierte zum Beispiel das Dach, weil es durchregnete.

Die Sorgen unserer Mutter in der schweren Nachkriegszeit haben wir mitbekommen, obwohl sie versuchte, sie uns gegenüber zu verheimlichen. Es ging ihr sicher vieles durch den Kopf, vor allem die finanzielle Situation. Ich schlief mit ihr zusammen im Ehebett und merkte, dass sie wenig schlief.

1950 bin ich in die Grundschule gekommen und ohne Unterbrechung bis zur achten Klasse dorthin gegangen. Nach der achten Klasse begann ich eine Lehre als Textilfachverkäuferin. Ich wusste einfach nicht, was ich werden wollte, Friseurin oder Technische Zeichnerin. Technische Zeichnerin habe ich verpasst, weil ich mich an der falschen Stelle angemeldet hatte. Ich bin im Nachhinein nicht traurig, dass ich diesen Beruf nicht erlernt habe, denn es wäre nicht meine Welt gewesen. Verkäuferin hat mir Spaß gemacht. Nach drei Jahren Lehre arbeitete ich schon in einem großen Warenhaus.

Meinen Mann habe ich 1963 kennengelernt und 1966 geheiratet. Er ist Diplomwirtschaftler, studierte an der Humboldt-Uni und arbeitete beim Magistrat in Berlin bis zur Wende. Danach war er beim Senat.

Mein Mann hat ein leidenschaftliches Hobby, er segelt, schon sein ganzes Leben. Als wir uns kennenlernten, hat mir das Hobby gefallen und es wurde ein gemeinsames. Mit meiner Arbeit als Verkäuferin im Warenhaus war das aber schwer zu vereinbaren, weil sonntags gearbeitet wurde. Insbesondere im Sommer war das ein Hindernis. Später verlängerten sich auch noch die Verkaufszeiten, schon damals bis 18:00 Uhr. Das war nicht mehr schön und ich hörte im Warenhaus auf und verließ den Handel ganz.

Ich habe kein anderes Hobby als das Segeln. Wir beide sind im Segelverein, das macht viel Arbeit, auch ehrenamtlich. Wir machen im Verein alles selbst. Es ist ein Arbeitersegelsportverein, in den mein Schwiegervater schon 1928 eintrat. Alle Traditionen haben wir aufrechterhalten, von DDR-Zeiten bis heute.

Als ich den Handel verließ, ging ich an die Humboldt-Uni als Buchhalterin. Damit begann sozusagen der »finanzielle und rechnerische Teil« meines Arbeitslebens. Das habe ich vier Jahre gemacht, dann wechselte ich erneut, da ich mit einem Fernstudium begonnen hatte. Ich studierte vier Jahre Finanzwirtschaft an der Fachschule Gotha und schloss sie als Finanzwirt ab. Während der Studienzeit habe ich nochmal die Anstellung gewechselt und bin vom Staatshaushalt in die Wirtschaft gegangen. Ich habe beim VEB* Schiffselektronik Rostock, mit Standort Berlin, gearbeitet, und war dort als Betriebswirt im Forschungsbereich tätig.

Ich wollte das Studium machen, bemühte mich selbst darum, denn ich hatte für diese Berufsrichtung keine Ausbildung. Eigentlich wollte ich nur den Facharbeiter machen, aber mein Chef sagte: »Machen Sie mal gleich ein richtiges Studium, denn das Zeug dazu haben Sie.« Das Programm war ein Fernstudium als Frauensonderstudium*, das sich dadurch auszeichnete, dass man einen Tag Konsultation an der Schule vor Ort hatte und einen Studientag. Wir waren also zwei

Tage von der Arbeit freigestellt. Das war eine schöne Sache. Man musste seine Arbeit natürlich trotzdem schaffen. Manchmal habe ich deshalb sonnabends gearbeitet. Wenn man das eine will, muss man eben das andere auch machen. Gleichzeitig musste ich den Abschluss der zehnten Klasse nachholen. Das ging in einem Vorbereitungslehrgang über ein Jahr, der ebenfalls über ein Frauensonderstudium lief. Der Betrieb bot das an, kümmerte sich um alles und es war kostenlos.

Mein Kind, eine Tochter, ist 1973 geboren. Wir als Eltern haben sie 1977 erhalten. Der Versuch, eigene Kinder zu bekommen, war erfolglos, obwohl wir uns letztlich sogar mit einer Hormonbehandlung bemühten. Wir entschieden, ein Kind zu adoptieren. Der Antrag lief und es wurde geprüft, ob wir geeignet, die Familienverhältnisse in Ordnung sind, und und und. Es gab aber noch kein Angebot. Die Frau meines Chefs hatte eines Tages ein kleines Mädchen an der Hand und sagte: »Mein Bruder ist an Lungenkrebs gestorben, seine Ehe war geschieden, und die Kleine ist ihm als Vater zugesprochen worden.« Das Mädchen war drei Jahre alt und immer bei der Oma oder bei anderen ihrer Kinder, die bereits Kinder hatten. Die Frau meines Chefs hatte zwei eigene, sodass die Situation für das Kind kompliziert war. Und der Mann wollte das alles nicht. Da habe ich gesagt: »Na, dann gib sie doch uns.« Und weil wir ohnehin einen Antrag gestellt hatten, ist das alles für uns gut gelaufen.

Elternzeit gab es damals nicht. Ich hätte frei nehmen müssen. Ich habe aber einen Kindergartenplatz bekommen. Das war problemlos. Ich arbeitete nicht voll, auch nicht vor der Adoption. Mein Mann konnte im Haushalt nicht viel machen, und um das alles zu schaffen, auch mit dem Studium, habe ich verkürzt gearbeitet, sechs Stunden.

Die Großmutter hatte das Mädchen auf die Adoption vorbereitet und ihr gesagt, dass sie heute zu ihrem Vater komme. Mein Mann hatte wohl tatsächlich eine gewisse Ähnlichkeit mit ihrem leiblichen Vater, sodass sie ihn von Beginn an akzeptierte. Sie sagte bei der Übergabe: »Papa, endlich bist du wieder da.« Es war eine herzerreißende Szene. Sie hatte eine verschwommene Erinnerung an ihren Vater, weil sie ihn im Krankenhaus immer besucht hatte. Bewusst war ihr nicht, dass sie adoptiert wurde, aber später haben wir ihr es gesagt.

Das Kind haben wir großgezogen. Es war sehr schwer. Sie hat oft nicht das gemacht, was wir wollten oder empfohlen. Sie sagte immer »ja, ja«, hat aber das Gegenteil gemacht.

Sie ist leider ihren Weg nicht gegangen, hat es nicht geschafft, den Abschluss der zehnten Klasse zu bekommen. Wir nahmen sie nach der achten Klasse von der Schule. Die Schule hat zugestimmt, damit sie eine Berufsausbildung als Gärtnerin machen konnte, da sie sich für Pflanzen interessierte. Es hat ihr Spaß gemacht, aber es fehlte ihr teilweise an Konzentration und Geduld. So war sie leider

auch da immer am letzten Ende. Die Wende fiel in ihre Ausbildungszeit, und so war es auch damit vorbei. Heute kommt sie zurecht.

Ich bin der Meinung, dass wir im Osten ganz frei groß geworden sind. Gleichberechtigung von unten war nicht nötig. Wir sind ja nicht unterdrückt worden von irgendjemandem, auch nicht vom Chef.

Wir saßen in Leitungssitzungen zusammen, redeten, berieten, ich habe da nie etwas Negatives empfunden. Der Mann ist eben ein Mann. Das darf man mit der Gleichberechtigung nicht so eng sehen. Wenn der Mann der Hauptverdiener ist und den ganzen Tag unterwegs ist und spät nach Hause kommt, hast du als Frau viel mehr im Haushalt erledigt und bist mehr damit verwachsen. Da musstest du eben Frau sein. Beim Studium hat mich mein Mann unterstützt. Er hat mir die Zeit gegeben, wenn ich für die Schule etwas machen musste. Das war vor allem am Wochenende. Er hat dann im Haushalt etwas gemacht. Es ist trotzdem für mich noch viel übrig geblieben. Das sehe ich als Arbeitsteilung an. Mein Mann hat nicht weniger gearbeitet.

Zu DDR-Zeiten hatten wir nicht so viele technische Küchengeräte. Wenn wir etwas gebrauchen konnten, kauften wir das gemeinsam. Geld war da, um etwas zu kaufen, um Arbeitserleichterung zu schaffen. Das ist heute noch so. Küchengeräte geschenkt hat mir mein Mann nie, ein Geschenk war eher etwas Persönliches.

Das Verhältnis zwischen meinem Mann und mir ist normal. Wenn es Dicke kommt, setzt sich der Mann eher durch, aber ich auch. Jetzt sind wir 53 Jahre verheiratet.

In unserer Familie gab es viele politische Diskussionen. Mein Mann war sozialistisch erzogen, meine Familie nicht. Mein Schwiegervater hatte die Grausamkeiten zweier Weltkriege erlebt und wollte eine bessere Gesellschaft. Mein Mann ist in seiner Familie dadurch geprägt worden. Wir beide haben keine großen Unterschiede im Denken. Aber da wir nunmehr beide Systeme miterlebt haben, haben meine Geschwister und wir inzwischen eine differenziertere Anschauung.

Die Wende haben wir am Fernseher verfolgt und den Fernseher keine Minute ausgeschaltet, um auf dem Laufenden zu sein. Als es hieß, dass die Grenzen für immer offen seien, kam ich gerade vom Sport. Ich bin aber bei Grenzöffnung nicht gleich losgerannt. Am nächsten oder übernächsten Tag ging ich mit meiner Tochter rüber. Der Menschauflauf war unglaublich. Ich habe die 100 DM geholt und habe ihr alles gezeigt, denn ich bin ja früher immer in den Westen gefahren. Meine Mutter hatte dort eine Bekannte. Ich wusste also vieles aus meiner Jugendzeit. Es war für mich spannend, wieder einmal in das KaDeWe zu kommen. Für meine Tochter war das nicht so interessant, auch heute nicht, sie geht kaum in den Westen. Der große Kaufrausch blieb bei uns aus. Wir waren ja in der DDR nicht unzufrieden. Wir hatten unser Auskommen, wenn es doch manchmal stressig war. Man konnte natürlich andere verstehen, die die Mangelwirtschaft nervig fanden.

Die hätte meines Erachtens nicht sein müssen, denn wir haben in der DDR genug produziert, aber haben alles in den Westen verkauft.

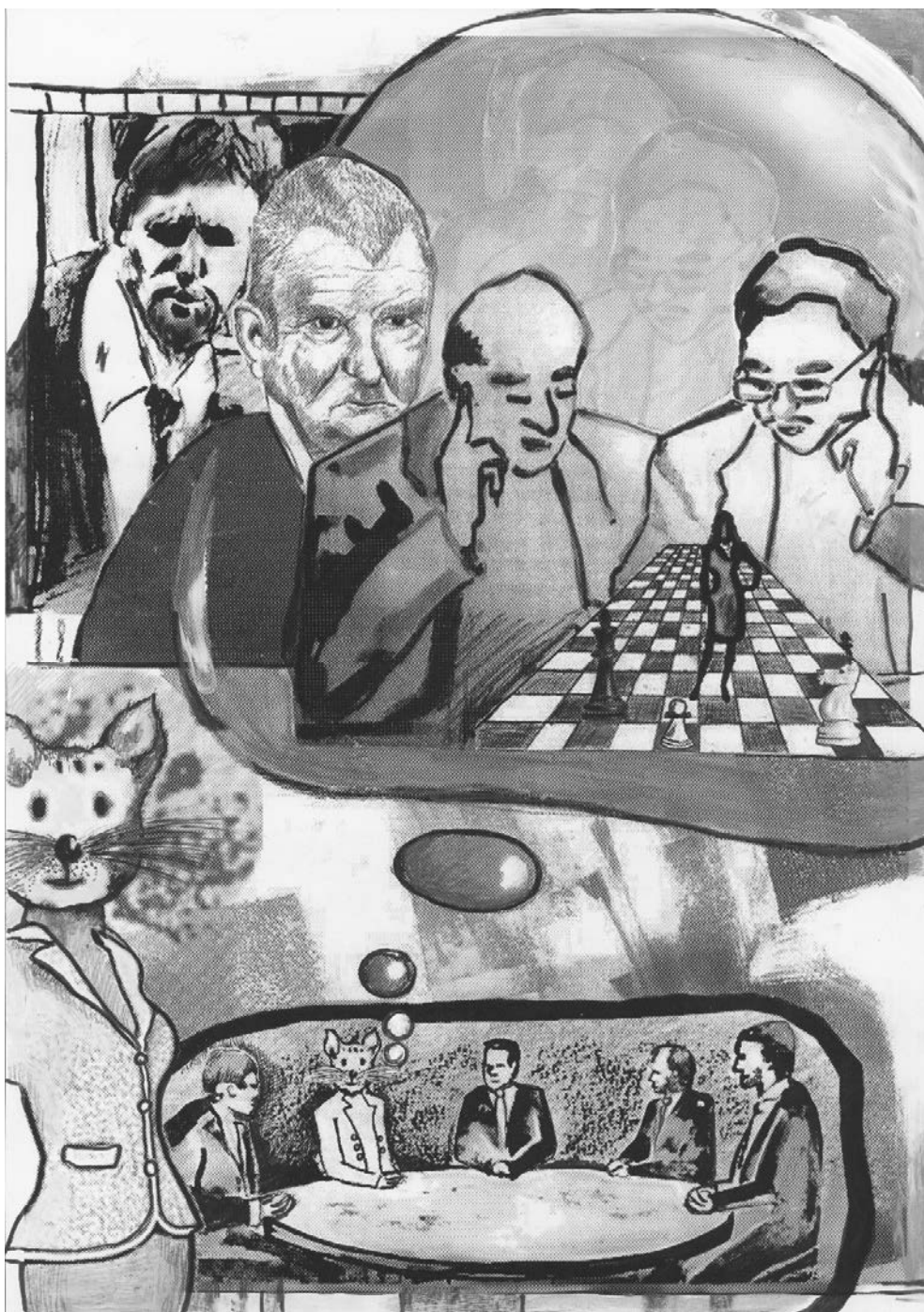
Nach der Wende wurde ich arbeitslos. Unsere Außenstelle fiel weg und ich ging zurück in die Hauptfirma. Zu DDR-Zeiten arbeitete ich in einer Leitungsfunktion als führende Ökonomin, nun als Sachbearbeiterin in der Kalkulation. Ich habe noch einmal eine Weiterbildungsmaßnahme gemacht, die vom Arbeitsamt angeboten wurde und sich auf die kapitalistische Wirtschaft bezog. Mein Mann vermittelte mich danach zu einem Bauinstitut. Da habe ich als Ökonomin gearbeitet. Unter den Beschäftigten gab es mehr Wessis. Wir aus dem Osten haben die freien Plätze bekommen und wurden akzeptiert. Es war ein nettes Verhältnis.

Auch finanziell war es gleich, kein Unterschied Ost/West. Es wurde nach Tarif bezahlt. Ich habe nicht voll gearbeitet, aber die Fachkräfte schon. Nach viereinhalb Jahren bin ich mit sechzig in Rente gegangen, das wollte ich so, obwohl ich eine Rente mit Abzügen habe. Ohne das Geld meines Mannes wäre es eng.

Die erweiterten Reisemöglichkeiten nach der Wende haben wir gut genutzt. Ich sehe es so, dass das System der DDR positive Seiten hatte, weil wir offen, ehrlich und frei miteinander umgingen. Wir kannten unsere Gehälter, haben politisch und fachlich im Arbeitsprozess diskutiert und den anderen akzeptiert. Letzten Endes haben wir uns geeinigt, einen gemeinsamen Weg gefunden. Auch im Westen hatte ich keine Probleme. Herablassendes Verhalten, weil ich ein Ossi bin, habe ich nicht erlebt. Auch nicht meine anderen Kolleginnen.

Ich bin in beiden Systemen gut klar gekommen. Die Gleichberechtigung war meiner Meinung nach zu DDR-Zeiten wesentlich besser und der Schwache wurde mehr mitgenommen. In der DDR waren wir zwölf Leitungsmitglieder, darunter war ich die einzige Frau. Wenn einer gegen mich war, ist mir kein anderer zur Seite gesprungen. Aber meine Strategie war, mir einen Sympathisanten zu suchen. Dann haben wir beide nachgedacht und eine Lösung gefunden. Vielleicht hängt das mit meiner Kindheit zusammen, weil ich lernen musste, andere Meinungen zu akzeptieren. Und dafür darf man nicht stur sein.

Ich würde heute in jedem Falle allen Frauen empfehlen, arbeiten zu gehen. Das schafft Freiheit und Selbstbewusstsein. Natürlich spielt eigenes Geld eine Rolle. Arbeit schafft Selbstbewusstsein und Selbstwertgefühl. Nur Hausfrau zu sein wäre für mich absolut nichts gewesen, ich hätte mich nicht wohlfühlt. Auch wenn man im Kollektiv ist, bestimmte Sachen erstreiten und nach Lösungen suchen muss, bringt es Vorteile und erweitert den Horizont. Man ist charakterlich nicht so verbohrte. Für den Menschen ist das unheimlich wichtig.



Versetzung. © copyright 2018, Beate Kern

Hartes Brot gibt gute Zähne

Sonja, Jahrgang 1948

Ost: Elektrozeichnerin, Diplom-Mathematikerin,
Wissenschaftliche Mitarbeiterin



West: Marketingleiterin, Mitarbeiterin einer
Technologievermittlungagentur,
Referentin Vorstandsstab DKB

Das absolute Wunschkind kann ich ja nicht gewesen sein, denn meine Mutter hatte mich gerade einem Monat nach ihrem 19. Geburtstag und ihrer Hochzeit entbunden. Sie sagte mir mal, sie hätte es vorher gar nicht gemerkt, denn zu ihrer Hochzeit war sie so schlank, dass das Konfirmationskleid noch passte. Ein Punkt, der mich mein ganzes Leben lang beschäftigte. Aber dank meiner Oma habe ich wirklich eine sehr gute Kindheit erlebt.

Meine Eltern waren in ihrer politischen Arbeit engagiert. Sicherlich wollten sie immer das Beste für mich, aber ob das wirklich das Beste für mich war, ist eine ganz andere Sache. Ich hätte wahrscheinlich andere Sachen gut gefunden, statt im Kinderheim Königsheide oder in den Wochenheimen in Erfurt und in Berlin-Kaulsdorf untergebracht zu werden. Das muss man als kleines Kind nicht unbedingt gut finden. Ich hätte vielleicht manchmal lieber zu Hause geschlafen. Geholfen haben mir viele Gespräche mit meiner aus einem Taschentuch geformten Gesprächspartnerin.

Warum ich in einem Kinder- und in Wochenheimen war? Ich vermute, dass meine Eltern davon überzeugt waren, dass das während ihrer beruflichen Abwesenheit die beste Möglichkeit war, ihre Tochter sozialistisch zu erziehen, also im Sinne einer neuen Zeit. Eine Gemeinschaftseinrichtung und Koedukation waren schon etwas, was vor allen Dingen mein Vater, der ja nach dem Zweiten Weltkrieg als Neulehrer anfang, als sehr richtig empfand. Sicherlich glaubten sie, dass es mir dort an nichts fehlen würde, dass ich dort Freunde finde und ich in dieser schwierigen Zeit richtig gepflegt werde. Alles Dinge, die sie aufgrund ihrer Verpflichtungen nicht immer hätten gewährleisten können. Und da ich nicht zu meiner Oma konnte, weil mein Opa Tuberkulose hatte, denke ich, dass meine Eltern wirklich davon ausgegangen sind, dass es das Beste für mich war, während mein Vater zum Studium in der Sowjetunion und meine Mutter zu einem Lehrgang in Erfurt war. Es war nicht das Beste für mich, aber ich habe es überlebt.

Viele Erlebnisse aus der Kindheit überträgt man ins Alter. Ich habe mir in den letzten Jahren eine wunderbare alte Puppenstube neu zusammengekauft. Denn ich habe immer sehr gerne mit Puppen gespielt. Jetzt erinnere ich mich, wie meine Mutter eines Tages einfach eine meiner zwei Puppen verschenkt hat, weil die Nachbarskinder wohl keine hatten. Ohne mich zu fragen, eine Puppe war einfach weg. Das fand ich nicht so toll. Nun denke ich an eine Episode aus dem

Kinderheim Königsheide. Sie haben uns öfter im Bett angebunden. Ich war ja noch klein und habe mit meinen Füßen immer auf dem Bettlaken gerieben, bis ich plötzlich merkte, dass es an den Füßen warm wird. So habe ich erkannt, dass Reibung Wärme erzeugt. Das habe ich damals fürs Leben gelernt. Ich denke, dass ich da fünf Jahre alt war.

Das Beste war meine Oma. Sie hat mir ganz viel Liebe gegeben. Das war ein wunderbarer Ausgleich zu meinen sicherlich sehr ehrgeizigen Eltern. Ich bin ihr mein Leben lang dankbar gewesen. Sie war tatkräftig, hat aus jeder Situation das Beste herausgeholt, für ihre Familie gekämpft und immer etwas Gutes auf den Tisch gebracht. Meine Oma war von Beruf Schneiderin. Aus alten Stoffen zauberte sie Neues zum Anziehen für mich, auch weil es bei meiner Figur oft nichts Passendes zu kaufen gab. In den Ferien fuhr ich immer zu ihr. Sie war für meinen Sohn eine ganz wunderbare Urgroßmutter.

Meine Eltern wollten natürlich eine schöne und kluge Tochter haben. Das war ich nicht, klug ja, ich hatte aber leider immer ein paar Pfund zu viel. Sicherlich wird man als hübsches Mädchen mit blonden Zöpfen von allen ein bisschen mehr beachtet und geliebt. Ich musste mir vieles erkämpfen, ohne dass ich dabei unglücklich wurde. Im Gegenteil, ich bin sehr stolz darauf, wie ich mich entwickelt habe. Im Laufe des Lebens habe ich mir gesagt: »Hartes Brot gibt gute Zähne, und du hast dann für dein Leben vielleicht ein bisschen mehr davon.«

Die Schulzeit war harmonisch, ich hatte immer gute Leistungen und habe mit dem Abitur den Beruf einer Elektrozeichnerin erlernt. Danach studierte ich Mathematik, weil ich erstens einen Mathelehrer hatte, der der schönste Mann der Schule war, und mir zweitens dachte, was Jungs können, das kann ich auch. Während des Studiums habe ich natürlich den FDJ*-Sekretär geheiratet. Dem schloss sich ein Mathematik-Forschungsstudium an. Ziel war die Dissertation. Mein Betreuer war der Bruder von Tanja Bunke, der Freundin von Che Guevara. Wir wurden aber keine Freunde. Er betreute als Forschungsstudenten zwei Jungs und mich. Ich musste jeden Mittwoch antanzen und über das Erreichte berichten. Die Jungs dagegen hatten Freiraum. Als ich fand, die Doktorarbeit sei fertig, meinte mein Betreuer: »Ja, sie ist gut, allerdings als Diplomarbeit. Als Dissertation bekommst du ein neues Thema und kannst von vorne anfangen.« Darauf hatte ich keine Lust. Ich habe also das Diplom genommen und das Studium mit Auszeichnung abgeschlossen. Im Anschluss bewarb ich mich völlig selbstständig ohne die zentrale Studentenvermittlung im Geräte- und Regler-Werk Teltow (GRW), Betriebsteil Berlin. Sie stellten mich als Programmierer ein.

1975 kam das erste Kind und ein Jahr darauf das zweite, was leider mit einer Behinderung geboren wurde. Ich bin mir sicher, dass die Ursache nicht etwa ein genetischer Defekt war, sondern Probleme in der ersten Schwangerschaftshälfte, die ich genau datieren kann. Ich erhielt ein Parteiverfahren, weil ich mich